

# JOSEF SVATOPLUK MACHAR

---

WIEN

*Erstdr. 1903*

*(Auszug)*

Der glückwünschende Gönner und aktive Förderer des modernen Wien ist der jetzige Kaiser ...

Der Militärärar, der den Ansprüchen anderer Städte im Reich gegenübersteht wie ein unerbittlicher Shylock, ist zu Wien nachgiebig wie Butter und süß wie Zucker. 1858, also kaum zehn Jahre nach der Revolution, bei der die biedereren Wiener Kriegsminister Graf Latour an einem Laternenpfahl aufgehängt hatten, fiel die Kette der Mauern, die die Innere Stadt umgaben. Denkwürdige Basteien! Zweimal haben sie Wien vor den Türken gerettet, einmal vor unserem Matthias Thurn, einmal vor Rákóczi – an ihrer Stelle entstanden die Ringstraße und all das, was man heute Gästen zeigt, die zum ersten Mal nach Wien kommen: Universität, Rathaus, Burgtheater, Hofoper, Hofmuseum, den Maximilianplatz mit der Votivkirche, die Börse, ein Haus, das an der Stelle des abgebrannten Ringtheaters errichtet wurde, das Parlament, der Justizpalast, die neue kaiserliche Burg, und die Götter wissen, was noch. Als alles fertig war, wollte Wien größer sein – was durch die Einverleibung aller Vorstädte so gründlich bewerkstelligt wurde, als ob man zum Beispiel Kuchelbad, Weleslawin, Podbaba, Wysočan und analog so weiter in einem Kreis an Prag angliedern wollte. Dadurch ist Wien seiner Ausdehnung nach die größte Stadt Europas und rangiert mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern hinter London, Paris und Berlin. Und weil diese Städte Stadtbahnen besitzen, erhielt auch Wien so eine Stadtbahn. Die mehr schön als praktisch ist. Sie hat einige stattliche Millionen gekostet, und da das Reich insgesamt mit einem Drittel zu ihrem Bau beigetragen hat, können auch unsere Steuerzahler sie stolz und selbstbewußt beäugen: Ihre Schwielen haben sich in eine Zierde der Haupt- und Residenzstadt verwandelt. Die Züge fahren mit überwältigender Häufigkeit; an Werktagen transportieren sie allerdings nur gähnende Kondukteure hin und her, was bei den Wienern immer noch wilde Heiterkeit auslöst. –

Dann fand man, daß in der Stadt zwei Kasernen stehen, die angeblich keineswegs zum Schmuck der Residenz beitragen. Diese Kasernen! Solche besitzen wir in Prag nicht. Gewaltige, rote sym-

metrische Gebäude mit Türmchen an den Ecken, denen nur die Fallbrücken und Gräben rundherum fehlten, um den Eindruck eines Wiener Towers zu erwecken, ja, hätten wir die bei uns in Prag, würden wir sie in unserer Naivität mit Zähnen und Klauen verteidigen, einen Verein gründen, das Rathaus stürmen und Proteste schreiben, damit man sie uns ja nicht abreißt ... Hier hingegen ist die eine Kaserne schon gefallen, und an ihrem Platz wird ein riesiges Postgebäude gebaut, und die Tage der zweiten roten Festung sind gezählt, nur weiß man noch nicht, was an ihrem Standort entstehen soll. Der Großteil der Planer hat sich auf ein riesiges Repräsentationshaus der Stadt Wien geeinigt, das alles beinhalten sollte: Konzert-, Tanz-, Theatersäle, Wintergärten, ein Hotel, Kaffeehäuser, Tingeltangel, einen Zirkus – alles, was Wien begehrt.

Und noch etwas: Kaum hatte man begonnen, von einer Gemäldesammlung für das Königreich Böhmen zu sprechen, das unsere Glaubenshelden als Abschlag für die unveräußerlichen Rechte unseres Volks erhalten sollten – fiel zur gleichen Zeit das gleiche Versprechen dem geliebten Wien in den Schoß; alle Welt war von diesem unverhofften Geschenk überrascht, ja geradezu erschrocken, aber Wien erholt sich rasch: Das Versprechen wurde akzeptiert, ein Platz ausgesucht, ein Planungswettbewerb ausgeschrieben, und sobald der zwischen den zwei Architekten, einem Vertreter der alten Schule und einem der modernen Richtung, ausgebrochene Streit beigelegt sein wird, wird gebaut ...

Ja, das moderne Wien steht mit allem in der Schuld des regierenden Kaisers ... Nach dem Krieg von 1866 hat man ihm *Abdanken!* *Abdanken!* in die Equipage gebrüllt – heute besteht der einhellige stumme Plan, daß einmal ein riesiges Denkmal Franz Josephs auf dem Platz vor der Votivkirche, dem schönsten und größten Platz Wiens, stehen wird ...

Wien hat eine schöne Umgebung, gutes Trinkwasser, den Stephansdom, die Karl-Borromäus-Kirche, den Maximilianplatz, die Ringstraße – das ist aber auch schon alles, was es hat. Eine banale Stadt, im allgemeinen und auch in Details. „Capua der Geister“ hat sie der alte, lederne Patron Grillparzer böse genannt. Ja, wenn es wo angebracht ist, auch einen anderen Ausspruch von ihm zu verwenden, dann hier:

Eure Eichen trugen Eicheln,  
Hellas Bäume gaben Frucht.



*Titelbild von „Ottův illustrovaný průvodce po Vídni“  
(Ottos illustrierter Reiseführer durch Wien), Prag 1903*

Überall Eicheln. Die Benevolenz der höchsten Stellen konnte keine Künstler finden. Medici waren das, aber die Hauptsache fehlte. Auf den Maximilianplatz stellten sie eine gotische Kirche hin. Wollten im XIX. Jahrhundert, in der Stadt der Donauphären den Geist des Mittelalters evozieren! Und so sieht diese gotische Kirche aus, als wäre sie aus abgenagten Fischgräten zusammengesetzt. Ein Rathaus wurde errichtet – eine gräßliche Fadesse, gotisch. Das flache Burgtheater, die läppische Hofoper, und als Gipfel von allem: ein Parlament in griechischem Stil! Der zusammengedrückte, eingezwickte Bau scheint sich zwischen modernen Zinshäusern auf den Boden zu ducken ... auf den Balustraden längs der Rampe die Marmorstatuen halb sitzender, halb liegender griechischer und römischer Philosophen und Historiker, in der Mitte vor dem Gebäude eine Fontäne und die ungewöhnlich große Skulptur der Pallas Athene – nachdem sie aufgetaucht war, pilgerte Wien tagelang hin, um sie zu besichtigen, und hatte seine „Hetz“. Stößt man auf ein dezenteres architektonisches Werk, dann ist es die peinliche Kopie von etwas, was sie woanders schon seit langen, undenklichen Zeiten haben. – Die Denkmäler sind noch ärger als die Bauten. Vor der Universität steht Liebenberg, während der zweiten Türkenbelagerung Bürgermeister der Stadt. Bei seinem Anblick segnet man dankbar die Schöpfer unseres Jungmann-, Radetzky- und unseres Franzens-Monuments vom Moldaukai. Als Liebenberg enthüllt wurde, fand man, daß er so nicht stehenbleiben könnte. Und weil er sich nicht komplett ändern ließ, schnitten sie zumindest von der Pyramide, auf der ein offizieller Engel mit einem Kranz in die Höhe schwebt, einen halben Meter ab. In der kaiserlichen Burg steht ein Monument von Franz I. Ein Herrscher, der sowohl durch seinen ganzen Charakter als auch von seiner Erscheinung her ein typischer Repräsentant des damaligen kleinen, spießbürgerlichen Wien gewesen ist, hier dargestellt in Pose und Tracht eines römischen Imperators! Auf einem anderen Hof befindet sich eine Reiterstatue von Joseph II. Auch dieser präsentiert sich als römischer Imperator – er, ein Voltairianer, ein Kind der Revolution auf dem Thron! Vor der Burg in Symmetrie Eugen von Savoyen und Erzherzog Karl hoch zu Roß, auf aufgebäumten Pferden. Die Pferde stellen sich auf die Hinterbeine – doch der Petersburger Peter der Große würde ihnen bedeuten: höher – höher!, nicht so philisterhaft! So holt ihr mich nicht ein! – Das Mozartdenkmal wird übersiedeln, weil man zu der Ansicht gelangte, daß es zwischen den Zinskasernen

steckt wie ein krauser Witz. Das Denkmal des Befehlshabers von Custozza, Erzherzog Albrechts, wurde nach guten Vorbildern angefertigt und wäre, wenn man seiner von irgendwoher ansichtig werden könnte, eine Augenweide für jeden Soldaten, wie auch Marschall Radetzky's Reiterbild ein interessantes Beobachtungsobjekt für Soldaten darstellt. Dieses Monument betrachtet aber auch der Wiener gerne, der alte Marschall reitet nämlich auf seinem Roß vom Kriegsministerium weg und streckt die Hand in Richtung Credit-Anstalt aus, eine Geste, die die Erfindungsgabe der Wiener dazu bewegt, dem Bronzesoldaten die Worte *In deinem Lager ist Österreich!* in den Mund zu legen. Andere Kommentatoren behaupten freilich, der Marschall befähle: *Genug gestohlen!* – Entsetzlich geschmacklos ist das Standbild Maria Theresias, die ungemein korpulente Kaiserin sitzt auf einem filigranen Stuhl, und unten stehen ein paar junge Herren mit Dreispitz und Perücke auf dem Kopf und mit Degen um sie herum. Und wunderlich ist auch das Monument des Admiral Tegetthoff vor dem Prater: Immer kleiner werdende Schiffe steigen in die Höhe auf, durch ihre Mitte verläuft eine Säule, auf der Säule droben steht der Sieger über die italienische Flotte aus dem Jahre 1866. – Historiker und Seeleute ärgern sich, daß der Admiral barhäuptig ist, er, der sein Leben lang nie ohne eine Kappe gesehen wurde. Die Wiener aber sagen, daß es egal ist, weil man ohnehin nicht erkennen kann, wer eigentlich dort oben steht.

Das einzige anständige Denkmal – Beethoven – ist zwischen Häusern versteckt, und ein paar kleine weiße Denkmäler (die Maler Schindler und Makart) finden Sie im Stadtpark.

Die Straßen Wiens werden rapid erweitert. Die Häuser, die über die Regulierungslinie hinausragen, werden abgerissen und statt ihrer neue erbaut – in rechtschaffenem Vinohrader Stil. Hie und da taucht auch etwas auf, was die Wiener Secession nennen – ein Haus mit unmöglichen Ornamenten und krautfarben. Im Sommer sind die Straßen voll Staub, im Winter voller Schlamm oder Schnee. Als man im vorigen Jahr wegen dieses Schnees Lueger attackierte, sagte er ruhig: „Wenn der Herrgott es will, läßt er die Sonne scheinen, und der Schnee wird verschwinden“, – was letztendlich die einzig richtige Logik des klerikalen Regimes ist, das jetzt die Herrschaft über die Residenzstadt innehat ...

## II.

Die letzte Volkszählung in Österreich zeigte, daß in Wien 1.635.000 Menschen leben. Der Heimatzugehörigkeit nach sind hier alle Länder der ganzen Monarchie vertreten. Böhmen, Mähren und Schlesien haben zu dieser Ziffer 550.000 Seelen beigetragen, Galizien 43.000, die Steiermark 22.000 und so weiter. Und unter dem lächelnden Himmel, der hier besonders in den Frühlingsmonaten die intensive Bläue des Südens besitzt, bei der oberflächlichen, bequemen Lebenseinstellung, die beharrlich von Generation zu Generation übergeht, seit jeher vom Hof, von der Regierung, der Bürokratie verhätschelt und verzärtelt, legt jeder Zuzügler bald seine nationale Eigenart und die heimatlichen Charakteristika ab, reißt seine Wurzeln endgültig aus dem Heimatboden, schüttelt die an ihnen klebende Erde seines Landes ab und bemüht sich, hier Wurzeln zu schlagen – er wird ein Wiener. Aber auch hier gilt ein Naturgesetz: Man kann vielleicht einen Zweig aufpfropfen, aber schwer verwurzelt ein ganzer Baum in fremdem Boden und in fremdem Klima. Die Statistiker bestätigen, daß so eine verwienerte Familie in der dritten, vierten Generation ausstirbt ... Es gibt keine alten Wiener Familien unter den Wienern. Neue Ströme aus dem Königreich und den Ländern kommen her, besetzen die verlassenen Stellen und nehmen nicht nur deren Lebensweise, sondern auch deren Schicksal an ... Vielleicht hat auch diese Kurzlebigkeit instinktiv die Ausbildung der Lebensphilosophie der Wiener mitbewirkt, die Horaz'sche Philosophie: *Carpe diem* ...

In der ganzen Welt ist die „*Gemütlichkeit*“ des Wieners bekannt. Gemeint ist damit eine gewisse Gutherzigkeit, die sich bei jeder Gelegenheit auf einen harmlosen gesellschaftlichen Kontakt einläßt, gutmütig Bekanntschaften schließt, sich aber zu nichts verpflichtet, deutlichen Widerwillen gegen strenges Denken und eine beherzte Tat hegt und, wo es nur geht, den Ernst des Lebens meidet. Ja, in diesem Sinne ist der Wiener „*gemütlich*“. Sie fahren in der Tramway, ein Mensch steigt ein, nimmt neben Ihnen Platz, läßt ein Wort über das Wetter fallen und erzählt sofort, wo er gewesen ist, was er gemacht hat, wohin er geht und warum er dorthin geht. Er zieht einen Brief aus der Tasche und bietet Ihnen an, ihn zu lesen, nicht damit Sie glauben, sondern damit Ihnen klar ist, daß er so und so handeln muß. Solch ein *Wiener* wird binnen einer Stunde den Stand seiner Aktiva und Passiva, seine häuslichen Verhältnisse,

ja sogar geheime Herzensangelegenheiten vor Ihnen ausbreiten, wenn er sich beim Heurigen zufällig an Ihren Tisch setzt. Und dennoch gibt es kein herzloseres, grausameres Geschöpf als den Wiener. Passiert auf der Straße ein Unglück, gleich ist ein Rudel von Leuten da, die dringenden Geschäften nachgeeilt sind, sie stehen da, beobachten, und die erste Sache, an die alle denken, ist irgendein, zu dem Vorfall passender Witz. Und wenn der Witz zu trifft, lachen sie zufrieden, weil das befreiende Wort gefunden ist. Geschieht es, daß die Zeitungen die Nachricht von irgendeinem Malheur sonstwo bringen – die erste Glosse, die zu diesem Thema durch Wien fliegt, ist – ein Witz, einmal grausam, einmal dumm, aber ein Witz. Mit einem Witz, einem Wortspiel antwortet Wien auf alles: auf das Unglück einzelner Menschen, auf die täglichen Zeitungsnachrichten, auf Angelegenheiten, die die Stadt betreffen, und solche des Reichs, auf den Gang der Geschichte ... Was hat die sächsische Prinzessin in Dresden gelassen? Einen Gulden in kleiner Münze, nämlich eine Krone und fünf „*Sächserl*“ (= kleine Sachsen). Aus der Regierungszeit des Grafen Badeni datiert der Ausspruch: *Es gibt nur zwei anständige Polen auf der Welt: Nordpol und Südpol*. Als man in Prag unseren ehrwürdigen Pater Drozda einsperrte, verkündeten die Wiener: Das hat Prag absichtlich gemacht, nur um unseren Jellineck zu übertrumpfen ... Als im Mai die Affäre „Hier“ war, kursierte in Wien die Anekdote: Warum hat der Herrgott Adam aus dem Paradies vertrieben? Des Apfels wegen? Aber wo! Der Herrgott kam in den Garten und rief: Adam, wo bist du? Und der liebe Adam gab zurück: Hier – und daher hat er gehen müssen. Und so weiter, jeder Tag, jedes Ereignis hat in Wien ein einziges Echo: einen neuen Witz. Der selige Taaffe war allen Stimmen der Neuen Freien Presse und der Tagblätter zum Trotz bei den Wienern eine populäre und beliebte Persönlichkeit, weil er es verstand, gute Witze und gelungene Wortspiele zu machen, und zu einem beträchtlichen Teil ist es die Gabe des Witzes, die Lueger zum allmächtigen Herrn Wiens werden ließ, zu einem Mann, von dem der Wiener stolz als „*unser Karl*“ spricht. –

Wenn es keinen aktuellen Anlaß zu einem Witz gibt, wird etwas fabriziert, oder man greift auf alte bekannte und bewährte Themen zurück: Böhmen, Magyaren, polnische Juden und Juden im allgemeinen. Nicht aus irgendeinem grundsätzlichen Haß – oh, hassen kann der Wiener nicht, wie er es auch nicht zu lieben versteht – sondern der *Hetz* wegen, zu der ihm alles, was er ignoriert, einen Stoff

bietet. Und der Wiener ignoriert alles, außer sich selbst. *Es gibt nur e i n e Kaiserstadt.* London – Paris – davon weiß er nicht viel, und Berlin erledigt er mit einem Witz auf den geschwätzigsten Kaiser Wilhelm. Niemand hatte größere Freude über den Steckbrief auf Wilhelm Kaiser als die Wiener, und niemand wird ihnen auch weisen, daß das kein kunstvoll ausgeheckter Witz war. Wir haben damals sehr gewonnen in den Augen der Bewohner der Residenzstadt und würden tief sinken, würden sie die nackte Wahrheit erfahren.

Dieser Zug des Wiener Charakters hat rasch seine Note in der deutschen Literatur gefunden. Zur Zeit von Kaiser Joseph travestierte der Exjesuit Blumauer die Äneis und erheiterte Wien mit seinen Cochonnerien, Saphir, „der Menschenaffe“, war in aller Munde, als Grillparzer die Wut auffraß, wie verkannt er war, war Nestroy Herr der Bühnenwelt und goß seine ätzende Lauge über die Ideen der Klassiker aus dem Reich.

\*

Es wird behauptet, der Wiener liebe die Natur ... Nein, der Wiener kann es schlicht und einfach daheim nicht aushalten. Sonntagsruhe würde für ihn eine echte Qual bedeuten, und er würde sich langweilen, weil er nicht weiß, was er anfangen sollte. Im Winter geht er ins Kaffeehaus, nicht um zu lesen, sondern um Karten zu spielen. Seine Zeitung liest er morgens beim Frühstück, am Nachmittag vergnügt er sich ein bißchen. Er spielt bis zum Abend, abends geht er ins Wirtshaus. Und die Frauen der Wiener treffen sich und spielen entweder daheim auch Karten oder sie gehen mit ihren Männern ins Kaffeehaus, schauen und reden über ihre Belange. Wahrscheinlich spielen nirgendwo auf der Welt die Frauen soviel Karten wie in Wien. Natürlich um Geld und verbissen, wie es nur eine Frau fertigbringt. Im Frühling beginnen die Ausflüge „in die Natur“. Ganze Familien pilgern in die Wälder, lagern auf den Wiesen, die Männer ziehen ihre Röcke aus – und spielen Karten. Die Ärmern nehmen Proviant mit, die Reicheren suchen hölzerne Schankhütten auf, wo man Wurst und Käse ißt und Wein trinkt. Und sie spielen Karten. Die Kinder tollen auf der Wiese und im Wald herum, reißen alle Blumen ab – und es ist ein geradezu trostloser Anblick, wenn man am Montag vor die Stadt geht: niedergetrampelt Gras, nirgendwo auch nur ein Blümchen, statt dessen kugelt, wohin das Auge fällt, eine Unmenge fettbeflecktes

Papier, Käserinden, Wursthaut herum. Und am Abend wälzen sich Ströme singender, betrunkenen, einander umarmender, jodelnder Menschen mit aufgeknöpften Röcken und Westen dahin, beschwipste Frauen haben die Hüte schief am Kopf, müde und schläfrige Kinder werfen die abgerissenen Blumensträuße weg, sie wälzen sich durch die Straßen, fahren in vollgestopften Tramways, in überfüllten Zügen zurück in die Stadt. Näherinnen und Dienstmädchen mit frischen Keimen neuer Menschenleben unter ihren Herzen, mit Keimen, die sie irgendwo als einen Ausbruch der Leidenschaft zwischen zwei Tänzen empfangen haben, wie ein Intermezzo zwischen zwei halben Litern Wein, oder als Aventure mit einem Mann, den sie nie zuvor gesehen haben und nachher nie wieder sehen werden ... Liebe zur Natur! Die Verkehrsmittel kommen dieser Liebe entgegen, wie es nur geht. Ein Zug nach dem anderen befördert sie in Zehnminutenintervallen vom Morgen an hinaus, Tramway um Tramway, Omnibus um Omnibus – am Abend fahren sie sie heim. Bis Mitternacht dauern solche Prozessionen ...

Über der Stadt Finsternis. Die letzten Tramways verebben, die Lampenwärter löschen die überschüssigen Laternen. Hinter hell erleuchteten Vorhängen liegen ehrbare betrunkene Spießbürger neben ihren ehrbaren betrunkenen Frauen und kümmern sich, ihren ehelichen Pflichten Genüge leistend, neuerlich darum, es nicht zur Entvölkerung *unserer Kaiserstadt* kommen zu lassen. Durch die Gassen gleiten die kokett gekleideten Erscheinungen armseliger galanter Damen mit geschminkten Gesichtern und reden mit süßem Dialekt späte Passanten an. Ungefähr dreißigtausend polizeilich gemeldete gibt es von ihnen in Wien. In den Kaffeehäusern geht es noch laut zu. Gegen zwei, drei Uhr kehren auch dort Ruhe und Finsternis ein ...

### III.

Sentimental ist der Wiener auch. Hören Sie sich einen beliebigen in der Residenzstadt entstandenen Walzer an – und der Wiener Walzer ist der einzige typische Ausdruck des Wiener Geistes in der Kunst – aus dieser süßen wiegenden Melodie rauschen die Wehmut unbekannter Ahnungen, seichter Trauer, die Schwärmerei banger Gefühle, das Gestöhne melancholischer Träume. Bei diesen Tönen wackeln die Wiener mit dem Kopf, ihre Augen blicken ins Leere, sie seufzen tief und beginnen schließlich die Melodie mit Worten

zu begleiten, mit einem leeren, nichtssagenden Text, aber ergriffen, bewegt. Diese Stimmungen sind flüchtig wie der Schatten über der Erde fliegender Wolken – der Walzer verklingt, und der liebe Sentimentalist wird die neueste gepfefferte Anekdote erzählen, aber dennoch sind sie ein Teil seines Wesens. In Wiener Romanen und Lokalstücken gibt es ganze Partien und Szenen, die auf dieser Sentimentalität aufbauen und die für einen Fremden unerträglich und dumm sind, die den Wiener aber mit der reinsten Stimme der Seele ansprechen. Das ist ein untrennbarer Bestandteil „*der Gemüthlichkeit*“. Sie sind zu Tränen gerührt beim Anblick des greisen Kaisers, wenn er während der feierlichen Prozession beim Fronleichnamtsfest mit entblößtem Haupt gebückt hinter dem Baldachin schreitet, der über dem Priester mit der Monstranz getragen wird. Als Ferdinand V. einmal die Bemerkung fallen ließ, daß ihm das Regieren nicht so schwerfiele, wenn nur dieses ewige Unterschriftengeben nicht wäre, gefiel das den Wienern ungeheuer, und der Titel „der Gütige“, der seinem Namen beigefügt wird, hat in Wien seinen Ursprung. So wird jede Kleinigkeit, die von den höchsten Stellen kommt und diese Saite ihrer Seele anrührt, in dankbarer Erinnerung bewahrt und eine ganze Reihe von Generationen hindurch tradiert. Sprechen Sie den Namen Maria Theresia aus und Sie werden mit rührseliger und dankbarer Stimme folgende Anekdote zu hören bekommen: Dem Erzherzog Leopold wurde ein Sohn, der spätere Kaiser Franz II., geboren. Freudestrahlend betrat Maria Theresia das Hoftheater, beugte sich aus der Loge und schrie laut in Wiener Dialekt: „*D'r Poldi hat a' Bua (= Buben) kriegt!*“ – und das Theater erbebte zuerst vor Hochrufen, und anschließend traten jedermann die Tränen in die Augen.

Die Wiener Sentimentalität kann alle Vernunftgründe übertönen. Als vor einer Reihe von Jahren Francesconi einen Briefträger ermordete und beraubte, hatte er die Sympathie ganz Wiens auf seiner Seite. Er war ein schöner Mann und trat in der Pose des Helden auf. Seine Haft wurde ihm so angenehm wie nur möglich gemacht, und als man ihn zum Tode durch den Strang verurteilte, das Urteil fast für einen Justizmord gehalten. Auch der Schönling Schenk, ein Dienstmädchenmörder, erfreute sich bis zum letzten Atemzug allgemeiner Beliebtheit.

Wenn der oberflächliche Geist, der sich bemüht, bei jeder Gelegenheit einen Witz hervorsprießen zu lassen, die eine Seite des Wiener Wesens ist, ist diese blinde und seichte Sentimentalität die

andere Seite. Und wie sich aus der einen literarische Typen herauskristallisierten, hat auch die andere ihre Repräsentanten gefunden. Ferdinand Raimund, ein Wiener Komiker, der sich am Ende aus Hypochondrie erschossen hat, ist der Vater dieses Genres. Er hat eine Menge Stücke geschrieben, die aus einer Mischung von märchenhafter Phantastik und lokal situiertem Realismus, festgemacht an einem sentimentalen Handlungsgerüst, bestehen, – er fand großen Anklang und das ist bis heute so, ja, er ist mit seinen ganzen Wurzeln so tief in der Wiener Seele verankert, daß sein heutiger Epigone, Rudolf Hawel, durch ein einziges, ganz in Raimund'schem Stil verfaßtes Stück, „*Mutter Sorge*“, reich wurde und sein Lehrhandwerk an den Nagel hängen konnte. Bei uns ist Tyls „*Strakonický dudák*“, „*Der Strakonitzer Dudelsackpfeifer*“, ein nach Böhmen transponierter Raimund – auch er erlebte bei uns Zeiten der Blüte und Beliebtheit; am Ende ist diese Sentimentalität im Wesen des Wieners nur ein Zeichen slawischen Bluts ...

\*

Um Prag schert sich der Wiener wenig. Er weiß nur, daß es angeblich eine schöne Stadt ist:

*Prag ist eine schöne Stadt,  
hat a' alte Brucken,  
ganze Massa Heilige,  
lauter Nepomuken.*

Auf die Böhmen blickt er von oben herab, wie es sich von selbst versteht. Er kennt sie hier als Arbeiter, Straßenkehrer, Hausmeister, Omnibus- und Tramwaykutscher, Dienstmädchen, Prostituierte, Lakaien in Herrenhäusern – Tschechen, die in Ämtern arbeiten, hält er für Streber. Häufig verwickelt er Sie in ein politisches Gespräch und fragt huldvoll: Was will denn eigentlich dieses unser Volk. Sie erklären es ihm: Er nickt mit dem Kopf. Ja, das ist in Ordnung, warum sollten sie nicht die *Gleichberechtigung* kriegen in Österreich, meint er. Sie sollen sie kriegen, ist seine heilige Überzeugung – aber auf einmal fragt er Sie: Warum wollt Ihr Euch nicht mit Deutsch zufriedengeben? Wozu diese tschechischen Gymnasien, eine tschechische Universität, diese Amtssprache und absolute Selbständigkeit und die eigenen Geschicke lenken? Wozu soll das gut sein, wo es doch Deutsch gibt? Es wäre ja nur zum Vorteil des ganzen Volkes, wenn wir das anerkennen wollten. Und eine tsche-

chische Schule vielleicht gar in Wien? Wohin soll uns das führen? Er habe doch gehört, daß wir unsere Kinder auf Tausch zur Erziehung in deutsche Gebiete schickten – jetzt ist da eine solche Gelegenheit, Deutsch zu lernen, und diese Gimpel wollen eine tschechische Schule! Und in Wien! Nein und abermals nein. Schon das praktische Leben zeigt uns, wie wir das Deutsche brauchen bei den Behörden, beim Militär, im Handelsleben, überall. Es war ja auch Ruhe, bis *Herr Palacký* und *Herr Rieger* dahergekommen sind und zu tschechisieren begonnen haben. Und die Zeitungen sind dahergekommen – ach, aufhängen die Journalisten, die Zeitungen verbieten, dann wäre die Böhmenfrage gelöst! – Und der Wiener regt sich auf, fuchtelte mit den Händen herum, spuckt aus und nennt Ihnen irgendeinen Beweis aus dem praktischen Leben zur Bekräftigung seiner Ansichten.

Aufs Parlament wird durch die Bank geschimpft. Es wird geschimpft, wenn es Skandale gibt, von ihnen lesen mag der Wiener allerdings schon und umso genauer, je bunter sie sind; es wird geschimpft, wenn ein ernstes Problem zur Verhandlung kommt, weil den Wiener dann die Verhandlungen nicht interessieren und ihm fad ist. „Zusperrn die Bude und die Kerle heimjagen!“ lautet sein üblicher Refrain in jedem Fall. Eine Revolution würde der Wiener nicht machen, aber er würde zuschauen gehen, wenn andere sie machten. Er ist für den Absolutismus und gedenkt gerne der Zeiten, als es diese parlamentarischen „*Scherereien*“ nicht gegeben hat. – Uns, die Böhmen, verachtet er, die „*polnische Wirtschaft*“ schilt er und bei der Erinnerung an die Ungarn wird er geradezu erbost. Er weiß, daß er die magyarische Kette am Nacken hat und, wie er sie so mit zorniger Resignation trägt, schüttelt er sie hin und her, nicht um sie abzuwerfen, sondern um einen Grund zu haben, sich zu alterieren. Er erklärt, daß diese Spitzbuben aus der Pußta das Zentrum der Monarchie nach Pest verlegen wollen, daß sie Österreich zu einem Anhängsel von Ungarn und Wien zu einer Provinzstadt degradieren wollen, – er ärgert sich und ärgert sich, der Wiener, aber am Schluß schließt er seinen Redeschwall voll Galgenhumor mit irgendeiner Redewendung, irgendeinem Witz ab, über den er sofort selbst zu lachen beginnt – und alles ist wieder gut.

Dieses Temperament beginnt leicht zu kochen, braust leicht auf, findet aber auch leicht ein Ventil für sich und gerät wieder leicht ins Gleichgewicht. Er schnalzt mit den Fingern, wirft den Kopf zurück und schaut drein, als wolle er sagen: *Was kostet die Welt? Ich*

*will's kaufen!* – und ist wieder der Wiener, der um sich herum aufmerksam nach der neuesten Sensation ausspäht, seine Ohren spitzt nach einer Redewendung, die er noch nicht gehört hat, nach einer neuen Anekdote, einem neuen Witz. [...]

## VIII.

[...] Wie das Kulturleben dieses Volkes ist? Welche Bedeutung die Kunst im Leben der Wiener insgesamt hat? Welche Rolle die Literatur hier spielt? Die Journalistik? –

Eigentlich habe ich die Antworten zu allen diesen Fragen schon in den vorausgegangenen Kapiteln angedeutet. Dieses geistige Leben kann doch gar nichts anderes als Phäakismus sein, so wie es das Leben der Wiener samt und sonders ist.

Sie sind Teilhaber und Erben an der großen Kultur der Brüder aus dem Reich, aber sie tragen den Fluch aller, die geerbt, aber nicht zusammengearbeitet haben. Sie haben weder ihren Grillparzer verstanden, geschweige denn Hebbel! Lenau war zwar einst in Mode, aber Dichter von Wiener Horizont waren L. A. Frankl, J. G. Seidl, Bauernfeld – Anastasius Grün war schon zu schwierig! ... Sie waren Erben eines großen Reichtums, kannten aber seinen Wert nicht, sie waren Gäste an der großen Tafel, haben aber die ihnen vorgelegten Speisen nicht angerührt, weil sie ihnen nicht schmeckten ...

In dieses Leben war anfangs der neunziger Jahre Hermann Bahr eingebrochen. Er hatte in Berlin gelebt, in Paris einiges gelesen und noch mehr über dies und das gelesen, bis ihm schien, daß er so viel wisse und könne, wieviel genügt, um eine neue Epoche des Kulturlebens einzuleiten. Er hat sie eingeleitet. Er kritisierte und schuf. Er schuf bizarre Werke, die keiner las, außer Freunde, an die er sie verteilte, und er schrieb Kritiken, deren Stils sich rasch die humoristischen Blätter bemächtigten, und den sie erstaunlich treu nachahmten. Bald sammelte sich ein kleiner Kreis von Schülern um ihn, die gewissenhaft in die Fußstapfen des Meisters traten und denen gegenüber der Meister mit Lob und Aufmunterung nicht geizte. Sie schrieben Kritiken wie er, zitierten große fremde Meister wie er, blendeten durch ihre Belesenheit und Allwissenheit wie er und begannen schließlich zu schaffen wie er. Aber Bahr war bei seinem ganzen revolutionären Gehabe ja doch nur ein praktischer

und nüchterner Patron. Er erkannte frühzeitig sowohl seine geistigen Reserven als auch die geringe Rentabilität literarischen Filibustertums und machte eine Kehrtwendung. Aus dem Giganten, der anfangs in der Kunst nur „gute Europäer“ kannte, wurde ein bescheidener Herr, der einen Typ der „Wiener Kunst“, „*Wienerthum*“ nannte er das, hervorbringen, ja, nicht einmal hervorbringen, sondern nur die Grundlagen dazu legen wollte. Und er vollzog diese Wendung so perfekt, daß er Feuilletonist des Neuen Wiener Tagblatts und Vizepräsident des Journalistenclubs „Concordia“ wurde. Heute schwenkt er das Weihrauchfaß vor jeder ephemeren Wiener Größe in Literatur, Malerei, Bildhauerei und auch in der Schauspielkunst, schreibt Kassenstücke, von denen kaum eines gelingt, ist zufrieden mit sich selbst, Wien, Österreich und will von nichts anderem mehr etwas hören. Und Wien ist versöhnt mit ihm; einst sprach man von ihm per „*Herr Barbar Bahr*“ – heute sagt man: „*der Bahr hat's auch gesagt!*“ Er wurde zu einem Faktor, zu einer Größe, zur Stimme Wiens. Sein Stil verlor seine impetuose Querköpfigkeit und die absichtlich aufreizenden Schnörkel, wurde gefällig, geistreich, witzig – und nach dem Inhalt fragt ohnehin niemand.

Aus der Schule Bahrs ragte Hugo von Hofmannsthal hervor, nicht so sehr durch seine Arbeiten, als durch die Hoffnungen, die in sein Talent gesetzt wurden, und durch die enorme Perspektive, die ihm die ganze Schule unablässig vorzeichnete. Er war und ist ein „vierversprechender Jüngling“, wie ihn Bahr genannt hatte, oder auch „ein zweiter Goethe“.

Bahrs „*Wienerthum*“ wurde flink von einem anderen seiner Schüler, dem Arzt Arthur Schnitzler, aufgegriffen, der durch seinen Ruhm und Erfolg den Meister weit überholte. Sein Talent ist nicht groß, aber geleitet von gutem Geschmack, gebühlichem Takt und einem Intellekt, der weiß, wonach die Zeit und die Menschen verlangen, verstand er es, dieses vielseitig und vollkommen auszubeuten. Er schuf die Figur „*das süße Mädels*“, eine Wiener Näherin, die zu einer Art Grisette der Söhnchen aus Bourgeoisie und Finanzadel wird, und von der im übrigen gilt, daß sie im Leben anders als in der Novelle und auf der Bühne ist. Ansonsten schildert er gerne die pathologischen Zustände von mit Romantik umhüllten Helden, was dem sentimental Wiener riesig gefällt. – Arthur Schnitzler ist heute ein populärer Wiener Belletrist und Dramatiker.

Peter Altenberg (Richard Engländer) ist der Liebling der Jugend. Den aphoristischen Realismus hat er bei Tschchow gelernt,

im Stil erinnert er an – Andersen. In ganz kurzen Skizzen fängt er Lebensphänomene und -wahrheiten ein. Ein Poet in Prosa, ein melancholischer Pessimist, der Philosoph des Wienertums. Theoretisch steht er dazu in Opposition, aber in der Praxis unterliegt er ihm vollkommen.

Noch ein paar Namen: Der geniale Kritiker der Neuen Freien Presse, der alte, mürrische Sonderling Ludwig Speidel, der alte Ferdinand von Saar, der Dichter und Novellist J. J. David, die Baronin Ebner von Eschenbach – das ist das literarische Wien von heute. Von Popularität kann man bei keinem der erwähnten Namen sprechen, einer Popularität, wie sie bei uns zum Beispiel ein Svatoopluk Čech, ein Jirásek besitzen – nein – da gibt es nur eine bestimmte Schicht, *die oberen Zehntausend*, die Creme der Bevölkerung, die liest, disputiert, sich interessiert, und diese Schicht ist von einem merkwürdigen Schlag: traurige Ästheten sind das, belesen, gebildet, aber diese Belesenheit und Bildung sind bei ihnen steril, haben keinen Einfluß auf ihr Leben und auf ihre Taten, sie „handhaben“ sie, würde ich sagen, so wie die Mamsells in guten Häusern Klaviermusik machen.

Die populärsten Wiener Schriftsteller sind die Homers des Wiener Lebens: Pötl und Chiavacci. Beide schildern in unübertrefflicher Weise das Volk, die Gebräuche und den Dialekt des Wiener Lebens. Ihre Skizzen werden Zeitdokumente sein.

Der Puls der Wiener Kultur ist das Theater. Und die Wiener Theater haben die Meinung, daß sie „eine Schule des Lebens“ seien, völlig ad absurdum geführt. Nicht, was gespielt wird, sondern *w e r* spielt und wie gespielt wird, gilt hier. Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen – das versteht man hier unter Theater. Ihr Kult hat sich in schwindelerregende Höhen ausgewachsen, und es wird bei einem gebildeten Menschen als Schande angesehen, nicht zu wissen, welche Rolle dieser oder jener Mime hat und wie er sie spielt. Und nachgerade einen Bildungsmangel bedeutet es, keine Pikanterien aus deren Privatleben zu kennen. Die Journale haben eigene Rubriken, in denen die Schmocks in frivol-geistreicher Art jeden Kulissentratsch, jede Intrige, jede Sensation breittreten. Nicht nur die Roben, sondern auch das Schlafzimmer, Badezimmer und die Wäsche der Schauspielerinnen und Sängerinnen werden beschrieben. Verschleiert und dennoch klar erkennbar wird von den Verhältnissen der Bühnenheroinnen mit den Mitgliedern hochgestellter und noch höherer Familien gespro-

chen. Ja, diese Berichterstattung geht sogar so weit, daß das Publikum aufs Haar genau weiß, welche Tage im Monat diese oder jene Schauspielerin und Sängerin „nicht disponibel sein kann“. – Schule des Lebens? Letztlich schon – für Wien.

Aber unseren Smetana haben sie doch anerkannt? Ja. Ein lasterhafter Lebemann sinkt vor einem reinen Mädchen auf die Knie. Etwas Neues, Frisches hat seine müden Nerven getroffen und sie erbeben lassen. Mehr nicht. Nur daß sie es sagten. Und sie sagten es deswegen, weil sie den Beweis liefern wollten, daß diese Nerven überhaupt noch etwas aufrühren konnte ...

Wir haben unsere Fehler, unsere Mängel, es gibt manches bei uns, worüber man sich die Haare raufen könnte – aber im Vergleich mit dieser Stadt, mit diesem Leben, mit diesen Menschen sind wir trotzdem gesunde Barbaren aus dem Norden, starke Menschen, Menschen der Zukunft. An diese Stadt darf sich unser Schicksal nicht binden ...

## IX.

Der Charakter der Großstadtbevölkerung spiegelt sich am genauesten in seiner Journalistik wider. In Wien besonders, denn hier gibt es keine führende Journalistik, sondern eine geführte. Jede Bevölkerungsschicht, von den Droschkenkutschern und Hausmeistern unten, bis zu den „traurigen Ästheten“ und zur Aristokratie hinauf, hat ihr Blatt, und das hervorstechendste gemeinsame Kennzeichen aller ist die Jagd nach Sensationen. Sensation um jeden Preis, Sensation ohne jegliche Rücksicht, eine Sensation, die zieht und mit der die Abonnenten zufrieden sein werden! Wie ein Jagdhund stürmt ein solches Journal am Morgen ins Zimmer und stellt sich, noch nach Druckerschwärze riechend, ehrerbietig vor die Augen seines Herrn und erklärt, was es erjagt hat. Und seinen Kaffee schlürfend begutachtet der Wiener die Beute: da ein Mord und dort ein Mord, Opfer, Instrument, Tatort und auch Mörder gründlich beschrieben – drei Spalten – fein! Die Affäre der sächsischen Kronprinzessin, ah!, Geheimnisse des ehelichen Schlafzimmers, die schwachen Seiten von Halbgöttern, vor denen man mit angehaltenem Atem das Haupt entblößt, wenn sie sich in einer dahinsausenden Kutsche auf der Gasse blicken lassen – ausgezeichnet! Leopold Wölfling und Fräulein Adamović – der flinke Reporter ist nach Genf gereist und hat von dort einen vier Spalten langen

Bürgermeister  
Karl Lueger mit  
seinem Diener  
Pumera (1908)

„... beobachten sie so  
einen ‚tschechischen‘  
Menschen, der nach  
Wien verpflanzt wurde!  
Ubi bene, ibi patria gilt  
von ihm mit vollem  
Recht, und der liebe  
Mensch streift sein  
Tschechentum ab, wie  
sich eine Schlange an  
der Sonne häutet.  
Er streift es ab, weil es  
kein Teil seines Wesens  
war, sondern nur etwas  
Äußerliches, nur eine  
Haut. Und wenn er  
noch damit herumgeht,  
werden es sein Sohn,  
seine Tochter ablegen.  
Vom verstorbenen Hofrat  
Albert sang, glaube ich,  
Herr Žeranoský das  
Lob, daß er hier in der  
fremden Brandung wie  
eine slawische Linde (oder Eiche, ich weiß es nicht) stand - und der einzige Sohn  
dieser lieben ‚slawischen Linde‘ ist ein Deutschnationaler. So ist es meistens.  
Spricht der Herr Papa noch Tschechisch, ist er dem Geist nach ein Wiener; vom  
Charakter ein Luegeranhänger, ein Antisemit, ein Schwarz-Gelber, der mit einer Art  
mitleidigen Spott nach Nordosten, nach Böhmen, blickt und dabei mit der Klugheit  
des höheren Menschen die Kenntnis der Heimat geringschätzt ...  
Ein tschechischer Arbeiter bleibt in Wien ein Tscheche. Es kostet ihn keine Mühe,  
er sieht darin nicht irgendeinen Heroismus, irgendeinen Vorzug, nein, er legt sein  
Tschechentum nicht ab, weil es für ihn etwas Selbstverständliches, ein Teil seines Wesens  
ist, wie die Hand, wie der Fuß, und ein vernünftiger Mensch wird sich Hand und  
Fuß nicht abhacken. Er schickt seine Kinder in die tschechische Schule, liest  
tschechische Zeitungen, geht in tschechische Vereine, schlägt sich mit seiner Sprache  
überall durch, ohne auf das Hohngelächter zu achten, und wenn er stirbt, weiß er,  
daß seine Kinder es auf die gleiche Weise ertragen werden. Eigentlich weiß er es gar  
nicht, weil es für ihn eine Selbstverständlichkeit ist ...“



J. S. Machar, „Wien“ (1903)

„Originalbericht“ mitgebracht – bravo! In den Alpen verschwundene Touristen, verschüttete Arbeiter, ein Defraudant, der Millionen gestohlen hat, ein von einem Burschenschaftler geohrfeigter Offizier, durch das Anziehen schmutziger Trikots mit einer Geschlechtskrankheit angesteckte Balletteusen der Hofoper – alles ist für diese schlaffen Nerven und kleinen Geister eine hervorragende Nahrung, man kann darüber in der Familie, im Büro, beim Spazierengehen reden, man kann einen Witz darüber machen – dann aber auch schon weiter und rasch etwas Neues, vortrefflicher Spürhund!

[...]